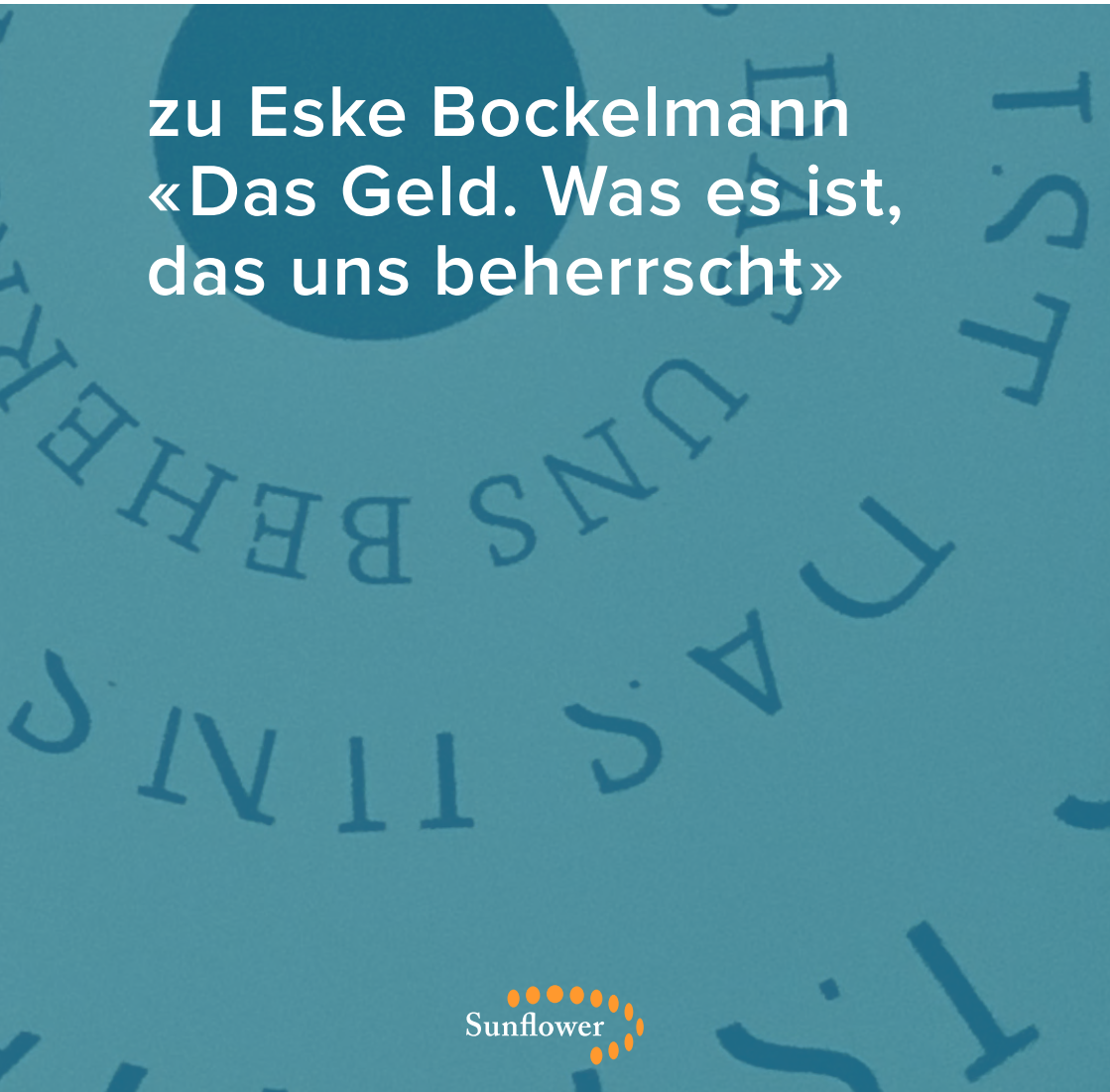
Sunflower Foundation

Arbeitsheft

zu Eske Bockelmann «Das Geld. Was es ist, das uns beherrscht»



Sunflower

Arbeitsheft

zu Eske Bockelmann

**«Das Geld. Was es ist,
das uns beherrscht»**

Inhalt

Vorwort 5

1 **Vor dem Geld**

Vorsicht mit Vor-Urteilen *(17)* 9

Gaben: eine Welt ohne Geld *(29)* 11

Gemeinschaft und Gesellschaft *(39)* 13

Die Bedeutung des Grolls des Achilles *(48)* 15

Gelt als Zahlung: die archaische Zahlung *(64)* 16

Zahlungsmittel und Geld *(75)* 19

Sind Münzen Geld? *(91)* 21

Märkte, aber noch kein Markt *(106)* 23

Die Schätzung – Aristoteles erklärt *(118)* 25

Gewinn ohne Verlust? *(137)* 27

«Ich hätte nicht gedacht, dass er auch nur einen Esel vergelten könnte!» *(149)* 29

Leben von Kauf und Verkauf *(157)* 31

© 2020 Herausgegeben von: Sunflower Foundation
www.sunflower.ch, info@sunflower.ch

Die Neustadt *(164)* 33

Eine neuartige Abhängigkeit entsteht *(171)* 35

Ein Preis für alle Dinge *(184)* 37

2 Mit dem Geld

Das reine Tauschmittel *(196)* 40

Das Nominal löst sich vom Material *(200)* 43

Geld führt zum Konzept von Wert *(210)* 45

Die Gleichsetzung bei Kauf und Verkauf *(215)* 47

Wert und Preis sind ein und dasselbe *(251)* 49

Das Wertgesetz *(256)* 50

Das Mehrwertgesetz *(262)* 51

Neue Formen von Eigentum,
Konkurrenz und Staat *(299)* 57

Wie Geld geschöpft wird *(317)* 61

Geld muss immer wieder erwirtschaftet
werden *(326)* 63

Potenzierung und Spekulation heute *(330)* 65

3 Nach dem Geld

Die Entkoppelung 70

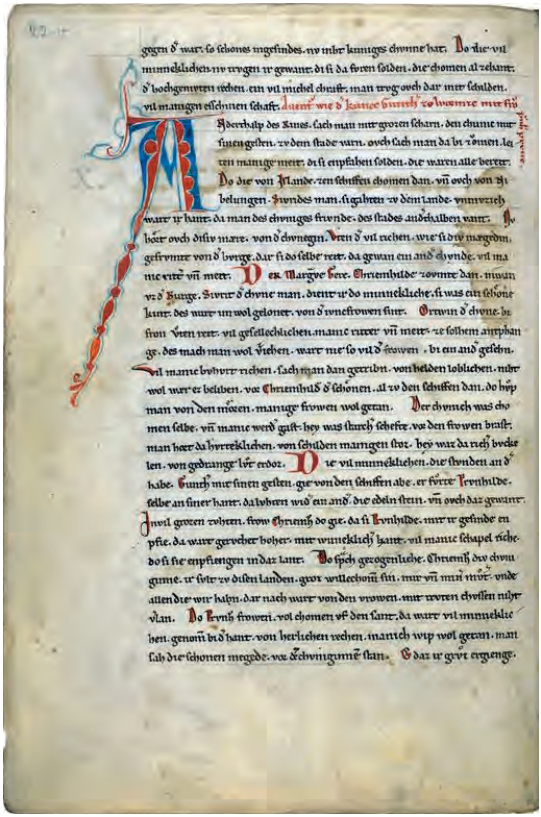
Vorwort

Der Text gliedert sich in drei Teile: vor dem Geld, mit dem Geld und nach dem Geld. Ich werde oft gefragt, ob man den ersten Teil nicht überspringen könnte, sind es doch die ersten 200 Seiten von Eske Bockelmanns Buch. Aber was Geld ist, wissen wir erst, wenn wir es davon unterscheiden können, was einmal kein Geld war. Früher glaubte man, die Erde sei Mittelpunkt des Universums; ähnlich verfahren wir heute, wenn wir die Vergangenheit des Geldes aus dem Blickwinkel des 21. Jahrhunderts beurteilen. Die Gabenkultur, die Bedeutung der Gemeinschaft im Gegensatz zur Gesellschaft, archaische Zahlungen, Münzen und Märkte, die noch keinen Markt darstellen, der Austausch nach Schätzung sind die Basis, von der sich unser modernes Geld unterscheidet. Und der Umschwung im langen 16. Jahrhundert ist wichtig nachzuvollziehen, denn es war ein historischer Umschwung, der gut recherchiert ist. Erst dann ist man bereit, die eher abstrakten Themen wie das *reine* Tauschmittel, den Zusammenhang zwischen Geld und Wert, die Gleichsetzung beim Kauf und Verkauf, den Unterschied zwischen Wert und Preis, das Wertgesetz, die Bedeutung des Mehrwertes mit den modernen Formen von Eigentum, Konkurrenz und Staat und das Schöpfen von Geld zu verstehen.

Die Zahlen in Klammern beziehen sich auf die Seitenzahlen in Eske Bockelmanns Buch «Das Geld», Ausgabe 2020, und soll das Nachschlagen erleichtern.

Jürg Conzett

1
Vor dem Geld



Das Nibelungenlied ist ein mittelalterliches Heldenepos. Der heute bekannte Text wurde zu Beginn des 13. Jahrhunderts auf Mittelhochdeutsch niedergeschrieben. Der Stoff ist jedoch bedeutend älter. Das Nibelungenlied wurde Mitte des 18. Jahrhunderts wiederentdeckt und galt im 19. und 20. Jahrhundert als Nationalepos der Deutschen.

Das Wort GELT kommt im Text recht häufig vor, im Sinne von vergelten. Meist wird es mit Geld übersetzt, was unsere Tendenz, moderne Sichtweisen in vergangene Epochen hineinzuprojizieren, reflektiert. Vergelten und entgelten hatten damals aber eine andere Bedeutung als wir unserem Geld zuordnen. Gelt hat mit unserer modernen Vorstellung von Geld nichts zu tun. Die Tendenz, unsere Sichtweise der Vergangenheit aufzuzwingen, bringt keine Aufklärung und lässt Geld als «Schleier über der Wirtschaft» weiter bestehen. Dadurch scheitert jeglicher Versuch zu klären, was Geld ist.

Vorsicht mit Vor-Urteilen *(17)*

Das Buch fängt an mit dem Nibelungenlied (entstanden um 1200). König Gunther ist auf der Reise an den Hof des Attila und steht an einem Abend mit seinem ganzen Gefolge vor der Burg des Marktgrafen Rüdiger. Der heisst sie willkommen, beherbergt sie und sagt: «des will ich wesen gelt.» Was meint er damit? Will der Marktgraf etwa Geld sein?

Der Begriff Geld war dazumal noch unbekannt. Wir aber übersetzen gelt meist mit Geld. Das ist nicht korrekt. Wir überstülpen unsere Sicht auf frühere Zeiten und halten die Tauschmittel im Mittelalter für Geld. Weshalb? Es ist unser modernes Geld, das uns zum Fehler zwingt, es auch dort zu sehen, wo es historisch gar nicht vorgekommen ist. Es ist, als hätte uns Geld ein Muster ins Auge geätzt, und nun erscheint uns alles, was wir sehen, genau so gemustert. So falsch ist auch unser Denkmuster, Geld sei erfunden worden in der Absicht, den früheren Tauschhandel von Gut gegen Gut zu vereinfachen. Aber aus einem Tauschhandel, wie wir ihn in dieser Herleitung voraussetzen, kann Geld nicht entstanden sein, weil es dort bereits als entstanden vorausgesetzt wird. Man nennt dies einen Zirkelschluss in der Argumentation. Solche Vor-Urteile hindern uns daran zu erkennen, was Geld wirklich ist.

Mit einem Geflecht von gegenseitigen Verpflichtungen stabilisierten sich frühe Gemeinschaften, und Gaben waren wichtiger Teil der Einlösung dieser Verpflichtungen. Gaben sind keine Geschenke, sie sind auch keine Zahlungen. Ein Überrest aus dieser Gabenkultur ist unser Mitbringsel, meist als Kleinigkeit überreicht. Wichtig ist das Überreichen des Mitbringsels *sowie* das Annehmen desselben. Bis in unsere Zeit hat sich diese kulturelle Verpflichtung erhalten.

Gaben: eine Welt ohne Geld *(29)*

Was Geld ist, wissen wir erst, wenn wir es davon unterscheiden können, was einmal kein Geld war. Menschen waren früher ausschliesslich in Gemeinschaften verbunden gewesen, die eine andere Art von Austausch pflegten: Sie pflegten diejenigen, die durch sie verbunden waren. Und diese Pflege ging vor allem mit Gaben einher. Gaben haben rein gar nichts zu tun mit unserem modernen Geld.

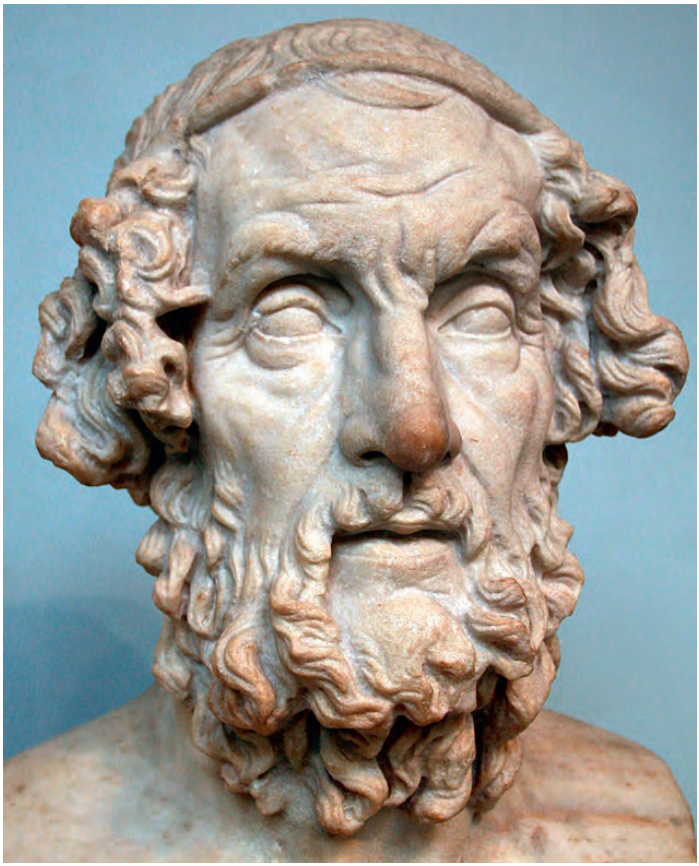
Ein archaischer Rest aus der Gabenkultur ist unser Mitbringsel. Bei einer Gelegenheit, die ein Mitbringsel erfordert, besteht die Verpflichtung nicht nur auf einer Seite, sondern zwischen beiden: überreichen *und* annehmen. Ein Mitbringsel, das diese Verpflichtung einlöst, setzt ihr nicht ein Ende; es löst sie ein, aber löst sie nicht auf. Ein Mitbringsel überreichen wir als Gabe, wir tauschen damit nicht gleich gegen gleich. Die Wechselseitigkeit, die berühmte Reziprozität solcher Verpflichtungen bezieht sich nicht allein auf die mitgebrachten Dinge, sondern umschliesst die ganze Beziehung.

Die Heilige Sippe von Lucas Cranach der Ältere (1472–1553). Eine Sippe ist im allgemeinen eine Grossfamilie, mit gemeinsamer, gegebenenfalls erdachter Herkunft. Eine Gruppe von Menschen mit gemeinsamer Abstammung. Die moderne Gesellschaft dagegen kennt eine ganz andere Verbindung unter den Mitgliedern, indem die Beziehungen wirtschaftlicher Natur sind. Jeder ist ein Geldsubjekt, Mittelpunkt seiner Welt, und durch das Geld von allen andern abhängig. Gesellschaft ist nicht Gemeinschaft, sondern – in aller Wirklichkeit so abstrakt wie es klingt – ein Vermittlungszusammenhang.

Gemeinschaft und Gesellschaft *(39)*

Bevor es zu Gesellschaften kommt, die mit Geld wirtschaften und über Geld vermittelt sind, war es für jeden Menschen entscheidend, dass er hineingeboren wurde in einen Stamm, eine Sippe, ein Dorf, eine civitas, oder allgemein: in eine Gemeinschaft.

Was jemand besitzt, bleibt nicht in seinem Besitz. Er muss es weitergeben, weil Besitz in solchen Gemeinschaften Besitz auf Zeit ist. Besitz unterliegt einer gemeinschaftlichen Zeit, einer Zeit, die von der Gemeinschaft abhängt, weil von ihr die Gemeinschaft abhängt. Besitz in diesem Sinn verbindet mit andern, statt von ihnen zu trennen. Was die gemeinschaftliche Verpflichtung jemandem abverlangt, leistet er in etwa so freiwillig, wie wir heute Steuern bezahlen – für die wir vom Finanzamt ja auch kein Zeichen der Dankbarkeit erwarten.



Kopf des Homer: der überlieferte Verfasser der Ilias; römische Kopie aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. eines hellenistischen Originals. British Museum, London. Die Ilias ist eines der ältesten Werke Europas und schildert einen Abschnitt aus dem Trojanischen Krieg. Entstehung im 8. oder 7. Jahrhundert v. Chr. Die Ilias beruht auf frühgeschichtlichen Mythen und Erzählungen und wird Homer zugeschrieben. In ihr geht es um die gerechte, dem sozialen Status jedes Einzelnen angemessene Verteilung von Beute. Jegliches Ungleichgewicht geht einher mit Erhöhung oder Erniedrigung des sozialen Status. Unzufriedenheit in der Verteilung hat es schon früh gegeben, und interessant ist wie archaische Gesellschaften mit diesem Problem umgingen.

Die Bedeutung des Grolls des Achilles *(48)*

Vom Groll des Achilles handelt die Ilias, eines der bedeutendsten Werke der Weltliteratur. Groll wird meist mit Zorn übersetzt, aber Groll sitzt tiefer: einen Groll hegt man gegen jemanden, im Gegensatz zum Zorn, der auflodert und sich wieder legt. Mit Schmähungen, Fluch und Groll wandten sich die Menschen einer archaischen Gemeinschaft gegen jemanden, wenn er deren Verpflichtungen nicht entsprach. So wie eine eingehaltene Verpflichtung Gemeinschaft herstellt und bekräftigt, wird Gemeinschaft geschwächt oder vernichtet durch die versäumte und missachtete Verpflichtung.

Agamemnon, dem die Heere auch der übrigen Könige unterstehen im Trojanischen Krieg, gibt Achilles Anlass zu klagen. Wenn eine fremde Stadt eingenommen wird, muss das Erbeutete unter den eigenen Leuten so verteilt werden, dass jeder den ihm gebührenden Anteil erhält. Mit einer solchen Gabe muss und will jeder seiner Stellung in der Gemeinschaft entsprechend geehrt sein. Agamemnon nimmt es damit zugunsten der eigenen Ehre nicht so genau, und so beschwört er das Unheil über die Griechen herauf. Erhält jemand seinen erwarteten Anteil an der Beute nicht, der seiner Stellung entspricht, ist dies sehr gravierend und bedeutet eine Minderstellung seines sozialen Status. Das ist ein Verstoss gegen die Grundfesten der damaligen Gemeinschaft. Weil es zu keiner Einigung kommt, grollt Achilles mit all seinen Konsequenzen. Davon berichtet die Ilias.

Gelt als Zahlung: die archaische Zahlung *(64)*

Gelt ist ein altgermanisches Wort. Gelt und religio gehören zusammen: Gelt als eine geschuldete Leistung, religio heisst Verpflichtung. Natürlich muss aus Gelt einmal Geld geworden sein, das steht ausser Frage. Geld war aber nicht von Anfang an als Keim im Gelt angelegt gewesen.

Beim Wort Zahlung müssen wir darauf achten, nicht unser gegenwärtiges Geldverständnis überzustülpen. Auch im Mittelalter wurde gezahlt, aber diese Zahlungen müssen ohne Geld erfolgt sein, es wurde nicht mit Geld gezahlt. Eine Zahlung im archaischen Sinn haben wir noch bei den Steuern und den Strafen, die wir zwar mit Geld bezahlen; aber mit der Zahlung von Steuern oder Strafen bringt es uns nichts weiter ein, als dass diese Verpflichtung eingelöst ist. Das war auch bei der archaischen Zahlung so. Eine archaische Gemeinschaft durchzieht dicht und umfassend Verpflichtungen, die ihr Grund und Gewähr leisten. Sie bilden ein ganzes Netz aus Schuldigkeiten, in dem wechselseitig alle aneinander gebunden sind.

Wo es um archaische Zahlungen geht, ist Gelt sowohl die Schuld als auch ihre Einlösung. Das ist ein wichtiger Unterschied zur modernen Zahlung mit Geld, was für uns – genau deswegen – schwer verständlich ist. Angesichts der Einheit von Schuld und Einlösung, von Leistung und Gegenleistung verstehen wir nun, weshalb der Marktgraf Rüdiger sagen konnte, er wolle Gelt sein: Er wolle bei einem allfälligen Verlust es ihnen vergelten,

ohne den Verlust verursacht zu haben. Von dieser Einheit kommt auch das Konzept der Schuldknechtschaft: Wer seine Schuld nicht einzulösen vermag, bleibt dem andern sich selber schuldig und kann ihm daher nur sich selber überlassen. Wenn nicht mit etwas anderem, hat er sich selber als Zahlung zu überlassen, dann fällt er selbst dem Gläubiger zu und geht in Schuldknechtschaft.

Eske Bockelmann spricht über die archaische Zahlung:

1

2

3

Traditionelle Gesellschaften sind hierarchisch organisiert. Die Stellung einer Person und damit deren Prestige hängt nicht etwa davon ab, wie viel die Person besitzt, sondern davon, wie viele Gaben sie den anderen Mitgliedern der Gesellschaft übergeben hat. Gaben in traditionellen Gesellschaften sind weder Geld in unserem Sinn noch Geschenke. Der Empfänger einer Gabe ist zur Weitergabe oder zu einer Gegengabe verpflichtet. Missachtet er diese Regel wiederholt, wird er geächtet oder gar aus der Gesellschaft ausgegrenzt.

Federrollen *(1)* für Brautzahlung auf Santa Cruz, Salomonen. Ohne die Übergabe von Federrollen einer bestimmten Güte, konnte niemand auf Santa Cruz, auf den Salamonen, heiraten. Die Rollen wurden aus den Rücken- und Brustfedern des Roten Honigfresservogels hergestellt. Hunderte Vögel liessen ihr Leben, damit eine Federgeldrolle entstand. Die Herstellung setzte das Wissen und Können von drei Spezialisten voraus und konnte Monate dauern. Das Ansehen einer Rolle bemass sich nach der Farbintensität der Federn.

Eberzahn *(2)* aus Papua-Neuguinea. Der Reichtum und das Ansehen eines Clans auf Papua-Neuguinea bemisst sich nach der Zahl der Schweine, die es besitzt. So erstaunt es nicht, dass auch Eberhauer als wahre Preziosen gelten.

Salzbarren *(3)* so kostbar wie Gold in Äthiopien und Eritrea. In Nordost-Afrika ist Salz so wertvoll wie Gold. Salz ist unentbehrlich für Viehhaltung. In den Hirtengesellschaften Äthiopiens und Eritreas wurden Salzbarren, sogenannte Amoli schon seit der Antike verwendet. Amoli waren noch bis ins 20. Jahrhundert hinein als Zahlungsmittel gebräuchlich und akzeptiert.

Zahlungsmittel und Geld *(75)*

Die vielerlei Verpflichtungen, die zwischen den Mitgliedern einer archaischen Gemeinschaft bestehen und Zahlungen erfordern, formen eine Art von Recht innerhalb dieser Gemeinschaft. Die Verpflichtungen konnten mit der Zeit auch mit Zahlungen geleistet werden. Aber ein Federschmuck ist deswegen nicht Federgeld, die Speerspitze nicht Speergeld. Sie sind Mittel zur Zahlung, sie sind Zahlungsmittel. In Muschelketten nur frühe Formen von Geld zu sehen, ist so grundverkehrt, als würde man zehn Tage Gefängnis als «Naturalgeld» für das entsprechende Vergehen deuten. Dennoch stellt diese Ansicht heute den allgemeinen Stand der Wissenschaft dar.

Ein Beispiel: Mesopotamien umfasste einst die Reiche von Sumerern, Babyloniern und Assyrern auf einem grossen Gebiet um die beiden Ströme Euphrat und Tigris. Das Zwischenstrom-Land. Durch die getrockneten Lehmtafeln, die zu Hunderttausenden gefunden wurden, haben wir Einblick in das Wirtschaftsleben von damals. Es war eine wirtschaftliche Organisation grössten Umfangs, und ohne Geld. Und doch wollen moderne Fachleute auch hier Erscheinungen entdeckt haben, die eine moderne Geldwirtschaft ausmachen. Banknoten hätte es gegeben, Kredite und Schulden in Geld, Wechsel, Fonds und Aktien. Dem ist aber nicht so.

1

2

Tetradrachme von Athen, ca. 460 v. Chr., Silber. *(1).* Die Eule auf der Rückseite der Tetradrachme, Athenas Attribut, blieb stets unverändert. Von ihr stammte der volkstümliche Name ‹Eulen› für die Münzen von Athen. Wegen ihrer Vielzahl sagte man auch «Eulen nach Athen tragen».

Denar, 211 v. Chr. *(2).* Vor der Ausgabe von Münzen basierte die römische Wirtschaft hauptsächlich auf zwei Normen: Vieh (lat. pecus) und unregelmässig geformten Bronzestücken, die As rude genannt werden. Im Punischen Krieg wechselte Rom zu Silbermünzen, indem 10 As einen Denar ergaben. Denar ist lateinisch und bedeutet Zehner. Dies ist einer der frühsten Denare, eingeführt 211 vor Christus.

Sind Münzen Geld? *(91)*

Heute gelten Münzen ausnahmslos als Geld, und niemand stellt sich die Frage, ob sie je etwas anderes gewesen sein könnten. Die Münze erscheint uns heute geradezu als der Inbegriff von Geld, als seine natürliche Form. Trotzdem, Münzen waren kein Geld. Die Griechen bezeichneten Münzen als *nummus*, was am besten mit Norm zu übersetzen ist. So wie Gewichtsnormen schon bei den Babyloniern bestanden haben. Die Griechen bezeichneten Münzen auch als *nomisma*, gr. das Gesetzte, das Festgelegte. Man wählte 3 ½ Gramm Silber als eine Grundnorm, und so wies eine griechische Drachme 3 ½ Gramm Silber auf. Man verwendete auch das 4-Fache und so sind die meisten griechischen Münzen Tetradrachmen. Später kam auch das 8-Fache dazu, z. B. im Taler. So hat sich diese Norm von damals bis ins 20. Jahrhundert bewahrt.

Münzen waren normierte Zahlungsmittel im Gegensatz zu nicht normierten Zahlungsmitteln, wie wir sie im MoneyMuseum in einer grossen Vielfalt ausstellen. Auch Tiere und sogar Sklaven waren Zahlungsmittel, die man allerdings nur einzeln abzählen, nicht aber unterteilen konnte. Und früher galt bei den Römern das Kleinvieh als Norm und Massstab, lateinisch *pecus*, von dem sich *pecunia* ableitet, jenes Wort, das heute so strikt als Geld missdeutet wird.

Märkte, aber noch kein Markt *(106)*

Die meiste Zeit verfügte keine Stadt, egal in welchem Land, über Markt oder Marktplatz. In der griechischen Welt ist es nur Athen, das dazu übergeht, an einem festen Versammlungsplatz, der Agora, auch begrenzte Märkte abzuhalten. Neben den Bauern, die auf den Markt kommen, um eigene Erzeugnisse zu verkaufen, treten dort vereinzelt auch Händler auf, um Waren feilzubieten. Ein solcher Händler hiess bei den Griechen *kapelos*, zu deutsch *Höker*.

Die Nikomachische Ethik ist die bedeutendste der drei unter dem Namen Aristoteles überlieferten ethischen Schriften. Das Werk will einen Leitfaden dazu geben, wie man ein guter Mensch werden kann. Aristoteles, †322 v. Chr., war ein griechischer Universalgelehrter. Er gehört zu den bekanntesten und einflussreichsten Philosophen und Naturforschern der Geschichte. Sein Lehrer war Platon. Nach Platons Tod verliess er 347 Athen. 343/342 wurde er Lehrer Alexanders des Grossen.

In diesem Werk befasst er sich mit dem gerechten Austausch. Ein gerechter Austausch basiert nicht auf etwas zu Berechnendem, der Austausch musste angemessen sein. Auch der soziale Status der involvierten Personen wurde miteinbezogen. Von einem Tausch nach Äquivalenten, wie wir ihn heute kennen, wusste er nichts. Obwohl das griechische Wort chremata oft mit Geld übersetzt wird, beinhaltete das Wort damals alle tauschbaren Güter, nicht nur Münzen. Das MoneyMuseum besitzt ein wunderschönes Buch des Mathematikers Euklid, eine Generation jünger als Aristoteles. Mathematik damals war das Studium von Proportionen und Verhältnissen, ähnlich wie Aristoteles den gerechten Tausch erklärt.

Die Schätzung – Aristoteles erklärt *(118)*

Was bei einem Tausch in Antike und Mittelalter entscheidend ist, ist immer ein Gefühl der Angemessenheit, eine Schätzung. Dieses Gefühl ist keine blosse Privatangelegenheit, sondern allgemein bindend, eine Angelegenheit der Gemeinschaft. Aristoteles, Philosoph in Athen, Mitte 4. Jahrhundert, gilt als berühmtester erster Theoretiker des Geldes. Im Buch der Ethik geht es um Gerechtigkeit, um die Mitte des richtigen Masses. Bei der Verteilung in einer Gemeinschaft und beim Tausch brauche es Ausgleich, und ein gerechter Ausgleich müsse die Ungleichheit der Beteiligten berücksichtigen. Wenn diese Art von Proportion beim Ausgleich beachtet werde, verwirkliche man Vergeltung und Gegenleistung, und dies sei die Grundlage der Polis, der griechischen Gemeinschaft. Es sind, wie Aristoteles darstellt, unbedingt vier Grössen zu berücksichtigen, wenn es um gerechten Ausgleich geht: nicht nur die zwei getauschten Güter, sondern auch die beiden Tauschenden selbst. Denn für die Gesellschaft sind die Einzelnen ungleich, haben unterschiedliche Bedeutung.

Was nach Gleichheit und Proportion getauscht wird, muss irgendwie vergleichbar sein und Münzen sind dazu da, diese Vergleichbarkeit zu leisten, so schreibt Aristoteles. Er bestimmt das *Eine*, das alle Dinge vergleichbar mache, *nicht* als *Wert* oder in Zahlen *Berechenbares*, sondern als *Bedürfnis*. Aristoteles denkt

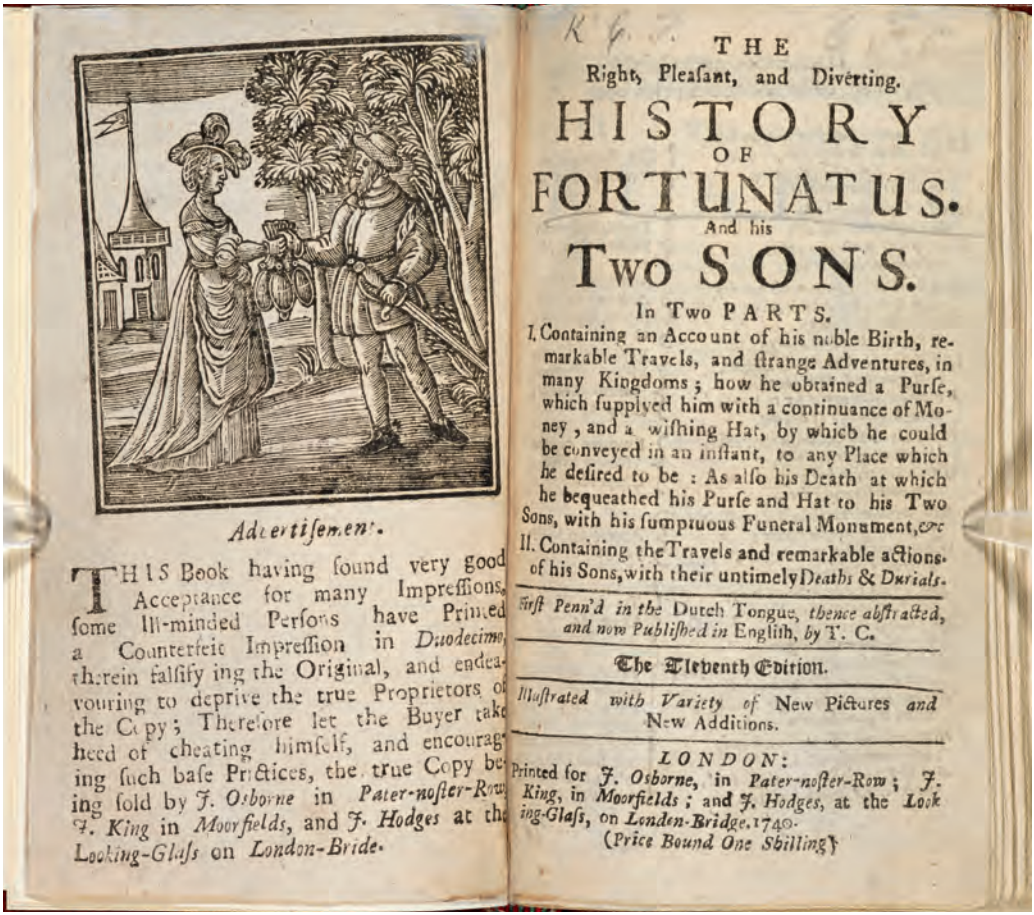
nicht daran anzugeben, wie sich der Wert von etwas berechnet, sondern beschreibt, unter welchen Umständen ein Preis für angemessen und gerecht gelten darf.

Aristoteles widmet sich auch ausführlich dem Thema Besitz und Erwerb. Er schreibt, dass der Erwerb von Münzen, um wieder Münzen zu erwerben, keine Schranke habe, ganz im Gegensatz zum wahren und natürlichen Reichtum (plutos), und sei daher widernatürlich. Denn dies widerspreche der Vorstellung, dass die getauschten Dinge einander angemessen sein sollen.

Gewinn ohne Verlust? *(137)*

Noch eines fehlt in dieser langen und stabil währenden Welt ohne Geld: der Handel. Notwendig ist der Handel als Austausch, wo es um Dinge geht, die in der eigenen Gemeinschaft nicht vorhanden und nicht zu beschaffen sind. Der Handel über die Grenzen der eigenen Gemeinschaft ist streng zu unterscheiden von einem Handel innerhalb von ihr. Im Innern bleibt der Handel klein, und nur der Handel mit dem Aussen ergibt einen Handel im Grossen. Wenn beim Fernhandel von Gewinn die Rede ist, ist es anders als beim Kapelos (Händler) kein Profit. Gewinn sind die in der Ferne eingehandelten Waren. Es wird nicht erst ein Profit ermittelt durch Vergleich zwischen Ladung und Rückfracht, die ergeben müsste, dass der Wert der Rückfracht den Wert der Ladung übersteige. So ist auf den hunderttausenden von Tontafeln im Alten Mesopotamien zwar von Gewinn im Handel die Rede ist, aber niemals von Verlusten.

Man spricht vom langen 16. Jahrhundert, weil die damaligen Umwälzungen und Auswirkungen weit ins nachfolgende Jahrhundert reichen und deren Ursprünge weit vor 1500 liegen. Diese Phase offenbart Änderungen, die für die Geschichte des Geldes von grosser Bedeutung sind.



Advertisement.

THIS Book having found very good Acceptance for many Impressions, some ill-minded Persons have Printed a Counterfeit Impression in *Duodecimo*, therein falsifying the Original, and endeavouring to deprive the true Proprietors of the Copy; Therefore let the Buyer take heed of cheating himself, and encouraging such base Practices, the true Copy being sold by *J. Osborne* in *Pater-noster-Row*, *J. King* in *Moorfields*, and *J. Hodges* at the *Looking-Glass* on *London-Bridge*.

THE
Right, Pleasant, and Diverting.

HISTORY OF FORTUNATUS.

And his

Two SONS.

In Two PARTS.

I. Containing an Account of his noble Birth, remarkable Travels, and strange Adventures, in many Kingdoms; how he obtained a Purse, which supplyed him with a continuance of Money, and a wishing Hat, by which he could be conveyed in an instant, to any Place which he desired to be: As also his Death at which he bequeathed his Purse and Hat to his Two Sons, with his sumptuous Funeral Monument, &c.

II. Containing the Travels and remarkable actions of his Sons, with their untimely *Deaths* & *Burials*.

First Penn'd in the Dutch Tongue, *thence abstracted, and now Published in* English, *by* T. C.

The Eleventh Edition.

Illustrated with Variety of New Pictures *and* New Additions.

LONDON:

Printed for *J. Osborne*, in *Pater-noster-Row*; *J. King*, in *Moorfields*; and *J. Hodges*, at the *Looking-Glass*, on *London-Bridge*. 1740.

(*Price Bound One Shilling*)

Die erste Ausgabe dieses Volksbuches erschien bereits 1507. Während zwei Jahrhunderten wurde es immer wieder neu aufgelegt und erfreute sich reger Nachfrage. Das Buch zeigt, dass es schon damals genügend Menschen gegeben haben muss mit viel Geld, was man sich anfänglich nur als Münzreichtum vorstellen konnte. Woher der Reichtum kam, wusste das Volk nicht, man konnte sich nur Feudalbesitz und Grosshandel vorstellen; und so entstand die Geschichte des Fortunatus. Er erhielt von der Glücksgöttin einen Säckel voll mit nie-versiegenden Münzen, so wie wir uns heute einen Lotto-Treffer vorstellen: Reichtum ohne Zutun. Davon träumt ein Teil der heutigen Bevölkerung noch immer.

«Ich hätte nicht gedacht, dass er auch nur einen Esel vergelten könnte!»

(149)

Das ist die Volkssage des Fortunatus. Anfang des 16. Jahrhunderts beginnt die Verbreitung des *Fortunatus* als eines jener «Volksbücher», wie die Romantiker sie später getauft haben, da kein Verfasser angegeben war. Zu diesen «Volksbüchern» zählen auch der *Eulenspiegel* und das Buch von *Doktor Faustus*. In ganz Europa ist der *Fortunatus* präsent und über 200 Jahre lang findet dort die Geschichte vom nie versiegenden Portemonnaie viele Leser. Die Erstausgabe war bereits 1509. Fortunatus erhielt von der Glücksgöttin einen Säckel mit nie versiegenden Münzen drin. Mich erinnert das an die Bitcoin-Millionäre 2017, junge Tech-Freaks ohne Leistungsausweis, die plötzlich über grossen Reichtum verfügten. Was macht nun Fortunatus mit seinem neuen Reichtum? Fortunatus ruht sich nicht auf seinem Säckel aus, sondern macht sich auf, um als Handelsfahrer die Welt zu durchkreuzen und auf diese Weise erst noch reich zu werden. Denn vorstellen konnte man sich Münzreichtum nur als Kaufmannskapital. Was ihm seine Münzen zu Hause einbringen, ist zwar bedeutend, es macht ihn zum adeligen Herrn über Land und Leute und sichert ihm die Versorgung auf die beste damals

mögliche Weise, aber es bleibt beschränkt. Im Inneren des Gemeinwesens bekommt Fortunatus für seine Münzen nur begrenzt etwas zu kaufen. Der Erfolg dieses Volksbuches im 17. und 18. Jahrhundert zeigt, dass es einerseits mehr und mehr dieser Geldglücklichen gegeben haben muss, dass aber andererseits die Bevölkerung die Quelle des Geldreichtums nicht verstand und nur staunte.

Kaufen und Verkaufen heute. Aber der Anfang war sehr viel bescheidener.

Leben von Kauf und Verkauf *(157)*

Die Gesellschaft des Mittelalters war mit Kauf und Verkauf durchaus vertraut, aber sie lebte nicht wie die unsere von Kauf und Verkauf. Es hat im Folgenden einen historischen Umbruch gegeben zwischen den Gemeinwesen, die das Benötigte zur Hauptsache über wechselseitige Verpflichtungen verteilen, und einer Gesellschaft, deren Versorgung in der Hauptsache über Kauf und Verkauf verläuft. Die feudalistischen Verhältnisse wurden durch kapitalistische verdrängt, und zwar zuerst in Westeuropa und in Teilen des Mittelmeerraums, und nirgends sonst auf der Welt.

Wichtig ist zu erklären, warum dieser Bruch im Bereich Europa und des Mittelmeerraums geschah und nicht irgendwo sonst. Dieser Umbruch ist im Booklet «Im Takt des Geldes» eingehender erklärt. Für sich genommen war der Reichtum an Münzen, den der zunehmende Fernhandel ermöglichte, noch immer eine Sackgasse. Wie es im *Fortunatus* beschrieben ist: Noch um 1500 mündete selbst ein grösstmögliches Münzvermögen in die Anschaffung von Land und Leuten, in eine Herrschaft also, von der man ordentlich feudal leben konnte. Das Vermögen kam ins Land, um dort Ruhe zu finden, nicht um dort weiter als Tauschmittel zu agieren und zu kursieren. Dazu fehlten im Land immer noch die Möglichkeiten. Spanien ist ein Beispiel dafür: Viel Edelmetall strömte ins Land nach 1500, und trotzdem war Spanien gegen Ende des 16. Jahrhunderts bankrott.

Altstadt – **Neustadt.** Neben der Altstadt siedelte man die Neuzuzügler, die Immigranten in der Neustadt an, die zum Teil ausserhalb der Stadtmauer lag. Hier im Bild sieht man die Kirchgasse stadtauswärts, oberhalb des Grossmünsters in Zürich. Diese Siedlungen wurden ab dem Spätmittelalter von den Territorialherren bewusst forciert, um jenen Teil der Bevölkerung, der aus der Feudalgesellschaft rausgefallen ist, zu kontrollieren. «Stadtluft macht frei» war das nicht ganz uneigennützige Versprechen, da der Territorialherr Abgaben in Münzen verlangen konnte. Und hier bildete sich langsam die Notwendigkeit, mit Käufen und Verkäufen seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Bis im 16. Jahrhundert diese neue Form des Wirtschaftens allgemein wurde.

Die Neustadt *(164)*

1218 fertigte der König und spätere Kaiser Friedrich II. Bern die sog. Handfeste aus, einen Basisvertrag über die Rechte dieser Stadt. Er enthielt die Verfügung, dass die Feudalherren die Bürger der Stadt von all den Diensten ausnehmen, die sonst den Feudalherren zustehen. An deren Stelle forderten sie lediglich eine Zinszahlung. Das Interesse galt dem Handel. «Jeder, der an diesen Ort kommt und hier bleiben will, soll in Freiheit hier wohnen können», heisst es im Schriftstück. Daher kommt das Schlagwort: Stadtluft macht frei. Es kam zu dieser Zeit zu einer bedeutenden Zahl neuer Stadtgründungen. Es handelte sich um gezielte Gründungen durch die Territorialherren und nicht um ältere Siedlungen, die irgendwann zu Städten erhoben wurden. Es mussten damals viele Menschen unterwegs gewesen sein, d.h. nicht mehr fest gebunden in ihrem Raum und an eine Herrschaft. Wenn Menschen in derart grosser Zahl frei genug waren, diese Städte zu besiedeln, bestand ganz offenbar die Notwendigkeit, sie neu zu binden.

Diesen Leuten boten sich herrenlose Länder im Überfluss dar. Denn es gab viele, nicht in festem Besitz befindliche Wälder, Heiden und Sümpfe, die nur der Gewalt der Territorialherren unterstanden. Sich dort festzusetzen, genügte eine einfache Ermächtigung. Der Rechtsausdruck für diese neuen Siedlungen, villae novae, zeigt an, dass sie Neuankömlinge, Fremde, Siedler waren.

Ein Grund lag im enormen Bevölkerungswachstum, das Europa zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert erlebte. Es war eine Freiheit negativen Ursprungs: dass Menschen aus dem Verband, in dem sie gehalten und versorgt waren, herausgefallen sind. Für sie war das gleichbedeutend mit der Not, neue Versorgung finden zu müssen. Etwas Ähnliches erleben wir heute, wo viele Menschen in der geldvermittelten Gesellschaft nicht mehr zurechtkommen, das notwendige Geld nicht mehr erwirtschaften können und aus der Gesellschaft rausfallen. Für diese Schicht ist es vordringlich, neue Versorgungswege zu finden.

Eine neuartige Abhängigkeit entsteht *(171)*

Das Verhältnis von Kauf und Verkauf tritt nun nicht nur vereinzelt, sondern in einem mehr und mehr systematischen Zusammenhang an die Stelle der persönlichen Abhängigkeit und Verbindung zwischen höher und niedriger Gestellten. Und dies hat Auswirkung: Herrenhöfe geben ihre Werkstätte auf, wenn deren Produkte besser auf einem städtischen Markt zu erstehen sind; liegt ein Weinberg zu weit entfernt, wird er verkauft und der Wein lässt sich über eine näher gelegene Handelsstrasse beziehen; Grund und Boden wird als Erblehen an Bauern gegeben, Leibeigene werden freigelassen. Wenn die Möglichkeiten zunehmen, etwas über Kauf zu erwerben, geht dies notwendig Hand in Hand mit einer zunehmenden Abhängigkeit davon.

Es sind gerade Schulden, worin sich die massive Zunahme von Käufen und Verkäufen am deutlichsten niederschlägt. Und es kommt bald zu einer grossen «Geldkrise». Eigentlich ist es keine Krise des Geldes, sondern eine Krise auf dem Weg zum Geld. Es sind nicht die Münzen, die überhand nehmen, sondern die Anlässe, wo es der Tauschmittel bedürfte; und diese fehlen.

Wenn allgemein Kauf und Verkauf das Wirtschaften bestimmen, wird diejenige Art von Gewinn, die vorher nur der Höker macht, zu einem allgemeinen und die Gesellschaft bestimmenden Phänomen. Und so gibt es mit Beginn des 17. Jahrhunderts auch die Vorstellung eines über die Münze hinausgehenden Geldbegriffs, eines Begriffs von Geld, der dem unseren entspricht.

Free Trade or, The Meanes To Make Trade Florish. Wherein. London 1622. Darin werden die Ursachen für den Zerfall des Handels im Königreich aufgedeckt. Geld wird zum ersten Mal als Subjekt, die Ware als Objekt dargestellt. Von Missenden stammt der Satz: «Geld ist jetzt zum Preis für alle Dinge geworden»; damit ist Geld zum ersten Mal feststellbar.

«And Money, though it be in nature and time after Merchandize, yet forasmuch as it is now in use become the chiefe.»

«We say, that an Artizan or workeman, cannot worke without tooles or instruments: no more can a Merchant trade without money.»

Ein Preis für alle Dinge *(184)*

Auf dem Lande fehlte es bald an Arbeit und Brot. Es fehlte an Arbeit, weil es an dem Geld fehlte, das sie kostet und das für sie zu zahlen wäre; und weil es an Arbeit fehlte, die bezahlt wird, fehlte es allen an Geld, die darauf angewiesen wären, für ihre Arbeit Geld zu bekommen – und so fehlte es ihnen an Geld, auf das sie angewiesen wären, um davon Brot zu kaufen, da dieses Brot nun Geld kostete. So hängt das Leben aller an dem, was sie brauchen, sobald sie von Kauf und Verkauf zu leben und folglich abzuhängen beginnen: am Geld. Und so grenzenlos, wie sich damit die Abhängigkeit aller vom Geld erweist, so grenzenlos ist, wo es ausbleibt, die Armut – eine neue, bisher unbekannte Art von Armut. Und so konstatiert der Engländer Edward Misselden: Geld ist jetzt zum Preis für alle Dinge geworden, was am Anfang nicht so war.

2
Mit dem Geld

Das reine Tauschmittel *(196)*

Bis heute hält man Geld für eine Erfindung des Menschen und glaubt, dass die Menschen sich Geld zum Mittel ihres Tauschens und zum Diener ihrer Versorgung geschaffen hätten. Und somit sei es ihrem Willen unterworfen. Die Geschichte des Geldes erzählt aber etwas anderes.

Niemand hat Geld je eingeführt, Geld ergab sich und vollzieht sich ohne Absicht und auch ohne, dass es jemand erkannt hätte. Als Geld auftrat, trat es daher auch nicht sichtbar als das Neue auf. Geld tritt vielmehr auf, indem sich die Tauschmittel, die bisher in Dingen bestehen, in eines wandeln, das nicht in ihnen besteht. Was zunächst als Rätsel klingen mag, kann so erklärt werden: Das Aufkommen von Geld ist historisch bedingt durch das Abhängig-Werden ganzer Gemeinwesen davon, dass ihre Einwohner voneinander kaufen und verkaufen können, was sie zum Leben brauchen. Also ein Umsturz in der Art und Weise, wie Menschen aufeinander angewiesen sind. Die Geburtsstunde des Geldes ist daher die Geburtsstunde seiner Notwendigkeit. Es ist die Geburtsstunde der Abhängigkeit vom Geld.

Heute kennen wir Geld als das spezifisch eine Tauschmittel, dem alle nur denkbaren Güter, die sich mit ihm kaufen lassen, in ihrer Gesamtheit als Waren gegenüberstehen. Das meinte Misselden 1622: Geld ist der Preis für alle Dinge geworden. Der Unterschied zwischen Tauschmitteln und reinem Tauschmittel, also zwischen den vielen Dingen, die *unter anderem* Tauschmit-

tel sind, und Geld, das nichts sonst ist als Tauschmittel, scheint auf den ersten Blick verschwindend gering. Und doch tun sich damit alle die Abgründe auf, die zwischen einer Welt ohne Geld und der Welt mit Geld liegen.

1

2

Taler Zürich von 1715, Silber *(1)*
20 Rappen-Stück Schweiz von 1881 *(2)*

Geld war virtuell von Anfang an. Aber auf der physischen Ebene benutze man Münzen, und bald zeigte sich ein Unterschied zwischen Materialwert und Nominal. Ein Taler sollte 28 Gramm Silber aufweisen, wie es der Norm seit altersher entsprach. Was aber, wenn die Legierung mit einem andern Metall gestreckt wurde? Das MoneyMuseum besitzt Umrechnungsbücher aus früheren Zeiten, die zeigen welche Münzen ohne zu wägen in welche andere Sorten getauscht werden können. Aber sobald Materialwert und Nominal eine grössere Differenz aufwiesen, lohnte es sich die guten Stücke zu behalten und den Kauf mit den abgegriffenen Münzen zu tätigen. Berühmt waren die Kipper-Wipper, die mit einer Waage ganze Landstriche von guten, werthaltigen Münzen leerfegten. Ab 1800 setzten sich die Scheidemünzen durch, deren Materialwert weit unter dem Nominal lagen. Dank dem erstarkenden Nationalstaat wurden diese Münzen trotzdem zur Zahlung angenommen. In Deutschland dauerte es bis 1871, bis Scheidemünzen flächendeckend akzeptiert wurden.

Das Nominal löst sich vom Material *(200)*

Geld ist nicht das Material, aus dem eine Münze besteht. Wenn man eine Münze in eine Prägemaschine legt, so wie sie an manchen Aussichtspunkten aufgestellt sind, und zu einer Plakette umpresst, so hat man immer noch das Material in der Hand, aber kein Geld mehr. Dieser Widerspruch musste auch historisch zu Tage treten, und zwar in der Kipper- und Wipperzeit im ausgehenden 16. Jahrhundert. Durch den steigenden Münzbedarf streckten die Prägeherren die Silbermünzen immer mehr, indem sie andere Metalle beimischten. Auch sammelten sie hochwertigere Münzen in andern Regionen und ersetzten sie mit minderwertigen, indem sie die Münzen wogen. So verdrängte das schlechte Geld die guten, schwereren Münzen, die gehortet wurden.

Wenn die Münzen zu Geld werden, fungieren sie damit zum ersten Mal als Wert, dem die gekaufte Ware als Gegenwert entsprechen soll. Münzen erhalten als Geld einen Nominalwert. Materialwert und Nominalwert begannen auseinanderzuklaffen. Das Problem konnte nur gelöst werden, indem man den Geldwert offiziell von ihrem Material löste. Ende des 17. Jahrhunderts wurden deshalb Scheidemünzen eingeführt, deren Materialwert weit unter ihrem Nominalwert lag. Es dauerte aber mancherorts bis Ende 19. Jahrhundert, bis alle Münzen nur noch als Scheidemünzen ausgegeben wurden.

Das Kreditwesen nimmt stark zu *(205)*

Der historische Verlauf von den traditionellen Münzen über ihre allmähliche Ersetzung durch Scheidemünzen und weiter zu einer völligen Abschaffung des Bargeldes gehört zur Durchsetzungsgeschichte des Geldes. Als das Geld aufkam, war es das reine Tauschmittel von Anfang an. Aber diese Reinheit braucht ihre Zeit, sich in der Realität durchzusetzen. Das Wesen des Geldes ist erreicht, wenn es nur noch in elektronischer Form auftritt. Als reines Tauschmittel ist das Geld virtuell. Das Aufkommen von Geld in Form von Schulden und Kredit aber wurde schon früh so allgemein, dass bereits 1609 in Amsterdam die erste Girobank gegründet wurde, die Amsterdamsche Wisselbank, gefolgt von Bankgründungen 1619 in Hamburg und 1621 in Nürnberg.

Geld führt zum Konzept von Wert *(210)*

Dass Geld und Wert zusammenhängen, kann niemandem entgehen und bedarf kaum der Erklärung. Doch wie sie zusammenhängen, das ist der springende Punkt. Wert liegt nicht von Natur aus dort, wo wir ihn schon immer für gegeben halten, er liegt nicht in den Dingen, nicht in den Gütern, nicht in den Waren selbst. Hätten die Dinge von Natur aus Wert, müssten sie ihn ja zu allen Zeiten gehabt haben. Und das haben sie nicht. Wenn wir also heute Wert in den Waren sehen und voraussetzen, tun wir das, obwohl er nicht in ihnen liegt. Es muss etwas geben, was uns dazu zwingt.

Bevor es noch mit Geld zugeht, bemessen die Menschen bei einem Kauf nach Schätzung paarweise Gut an Gut, Ware an Ware. Kaufen wir dagegen mit Geld, geht es nicht mehr um Ware gegen Ware, sondern Ware gegen ausschliesslich Geld – immer nur gegen Geld. Dadurch aber ist Geld zugleich darauf angewiesen, immer wieder weiter gegen Ware getauscht zu werden. Wer für Ware, die er verkauft, Geld bekommt, muss mit diesem Geld wieder Ware kaufen können – sonst wäre für ihn nicht mehr Geld, was er bekommen hat, und er hätte seine Ware für nichts statt für Geld verkauft. Und so kann sich der Schein ergeben, wir hätten es bei einem Kauf mit Geld noch immer mit einem einfachen Ware gegen Ware zu tun, in welchem das Geld lediglich vermittelnd zwischen Ware und Ware tritt. Aber der Schein trügt. Geld ist nicht mehr selbst schätzbares Gut, sondern allein dafür be-

gehrt, dass es sich in schätzbare Güter tauschen lässt. Geld wird vielmehr selbst das Mass, ein Mass in sich, reines Quantum, als rein für sich bestehende Grösse zwischen den Waren. Geld kann als das reine Tauschmittel, das in virtuell jede Ware zu tauschen ist, selbst nur quantitativ, d. h. als reine Menge bestimmt sein.

Die Gleichsetzung bei Kauf und Verkauf *(215)*

Erst Geld bedingt die Form der Gleichsetzung von Kauf und Verkauf. Geld als reines Tauschmittel ist unmittelbar Wert, Wert im Tausch gegen Waren. Den Waren steht Wert in Form von Geld als reine für sich bestehende Menge gegenüber, an der sich die Waren nicht mehr wie in einer andern Ware qualitativ bemessen lassen. Stattdessen lassen sich nun die Waren selbst nur als reine Menge auf die reine Menge Geldwert beziehen. Bei Käufen mit Geld müssen wir setzen, die gekaufte Ware sei dieser reinen Menge gleich: gleich dem Wert, um den sie zu kaufen sind. Und damit setzen wir, die Ware sei, da einem Wert gleich, selbst Wert. Durch die Gleichsetzung von Geld und Ware, die wir dabei zu leisten haben, erscheint Wert in beiden, einmal in Form von Geldwert und einmal in Form von Warenwert. Geldwert und Warenwert sind dieser Setzung nach das Gleiche.

Der Wert wird den Waren zugeschrieben, sie tragen ihn nicht von sich aus. Der Tauschwert ist ihr Preis.

Wert und Preis sind ein und dasselbe *(251)*

Geld besteht für sich genommen in nichts, als dass es sich in etwas tauschen lässt. Dabei ist Geld der Wert, um den es in Waren zu tauschen ist, und wird deshalb, durch die Gleichsetzung mit ihnen, in Waren als Werte getauscht. Diesen Wert, ihren Wert in Geld, tragen die Waren daher nicht von sich aus, er wird ihnen vielmehr zugeschrieben. Unsere Wertempfindung oder Wertanmutung aber ist die *individuelle* Schätzung eines Gutes oder einer Dienstleistung, die wir in Geldwert umzurechnen versuchen. Wert*empfindung* und notierter Preis sind jedoch nicht dasselbe. Dieser Unterschied ergibt sich allein aus dem Schein, den das Geld erzwingt, Wert wäre substantiell gegeben.

Das Wertgesetz *(256)*

Geld unterliegt einer banalen, aber strikten Notwendigkeit: Geld muss, um Geld zu sein, als Geld fungieren. Da es in nichts besteht, muss es sich in seiner Funktion jeweils immer wieder bewähren. Das heisst: Geld muss jeweils wieder als es selbst fungieren, indem Menschen es gegen Waren tauschen. Aber Geld, das sich im Tausch für jemanden in Ware realisiert, realisiert niemals sich in Ware. In diesem Sinne realisiert sich Geld nie. Deshalb sagt man vom Geld: auf immer zu realisieren, niemals realisiert. Im Restaurant zahlen wir zum Beispiel für die Mahlzeit, für uns ist die Mahlzeit gegessen und das Geld ist weg. Für uns ist damit Schluss. Aber auf das Geld trifft dies nicht zu, es bleibt weiterhin als sich zu realisierendes Geld bestehen in der Geldwirtschaft. Es ist eine Zukunft ohne Gegenwart: Das Geld kennt nicht das geringste Verweilen. Es wechselt aus der Hand des einen, indem es in die Hand des andern wechselt. Die Gegenwart des Geldes, die Ausübung seiner Funktion, vollzieht sich in einem Zeitpunkt mit der Ausdehnung null.

Das Mehrwertgesetz *(262)*

Geld ruht nicht als Wert in den Waren. Geld saugt Waren an und speit sie wieder aus – darin hat es seinen Wert. Geld ist beständig, solange dieser Durchlauf an Waren nicht abreisst. Anders als die Ware, die sich notwendig verbraucht, indem sie gebraucht wird, verbraucht sich Geld ja gerade nicht, solange es als Geld gebraucht wird. Geld erzwingt die Verwandlung der Welt in Waren. Die Frage nach dem wahren oder realen Wert einer Ware hat aber niemals Sinn, denn es gibt ihn nicht. Keine Ware hat je einen Wert, sondern er wird ein Wert für sie gefordert – und der ist ihr Preis.

Goethe, Faust, eine Tragödie, mit Zeichnungen von Engelbert Seibert, Gotta'scher Verlag 1854.
Goethe war nicht nur Dichter, sondern befasste sich auch mit wirtschaftlichen Fragen. Der Misserfolg von John Laws Geldexperiment in Frankreich machte ihm tiefen Eindruck. In seinem Werk «Faust» verarbeitete er die alte Volksgeschichte Doktor Faustus aus dem 16. Jahrhundert zu einer Wirtschaftsprognose.

Den Wachstumsdruck der neuzeitlichen Wirtschaft beschrieb er als «Verbot des Verweilen» – präsentiert als Wette zwischen Faust und Mephisto. Ihm war bewusst, wie spekulativ die Vereinnahmung der Zukunft war. Mephistos Vorschlag, das Gold im Boden als Deckung für «Zettel» (ausgegebene Banknoten) zu benützen, war genial und gefährlich; das Versprechen war, das Gold könne in Zukunft ans Tageslicht gebracht werden. Mephisto spekulierte darauf, dass das Versprechen nicht eingehalten wird, die Wette damit verloren geht. Genau dies geschieht im 21. Jahrhundert bei angeheizter Konkurrenz um Profite, und wegen fehlenden Profitmöglichkeiten handeln bereits viele Rentenpapiere zu Negativrenditen. Goethes Faust errang den Ruf als die bedeutendste Schöpfung der deutschsprachigen Literatur.

Das Opernhaus Zürich führte 2017 die Oper **«Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny»** auf. Bertold Brecht hatte den Text 1930 geschrieben, die Musik stammte von Kurt Weill. Das Stück charakterisierte die amerikanische Gesellschaft vortrefflich. In Mahagonny, einer fiktiven amerikanischen Stadt, war alles erlaubt, nur eines nicht: kein Geld haben. 100 Jahre später ist diese Charakterisierung aktueller denn je, nicht nur für die amerikanische Gesellschaft, sondern für die kapitalistische Gesellschaft im allgemeinen. Weil Geld reines Tauschmittel ist, muss es sich immer wieder in fortlaufenden Transaktionen als Geld bewähren. Da es keinen inneren Wert aufweist, muss man es als Tauschmittel benutzen können – und dies gilt es zu beweisen in einem nie abzureissenden Fluss von Transaktionen. Deshalb ist es das Schlimmste: kein Geld zu haben. Dann reisst der Fluss an Transaktionen plötzlich ab, das Geld evaporiert. Genau dies geschah in der Corona-Krise von 2020.

Geld, das zu mehr Geld werden, Wert, der mehr Wert abwerfen muss: so formuliert sich die Bestimmung des Kapitals. Da der Zwang zu *mehr* bereits für das Geld als solches besteht, ergibt sich, dass Kapital nichts anderes ist als Geld. Geld ist Kapital. Der aktuell herrschenden Wirtschaftsweise gibt Kapital den Namen, ein Wort, das im Italienischen ab dem 13. Jahrhundert nachgewiesen ist. Es muss nicht nur für jeden Einzelnen mehr an Geld herausspringen, sondern Geld muss in seiner gesamten Menge mehr werden. Das bedeutet, dass jede Geldmenge nicht bloss konstant, sondern exponentiell steigen muss.

Zeichnung von Bruno Moser.
Weshalb steigt die Geldmenge exponentiell an? Verzehren wir eine Mahlzeit im Restaurant, ist das Essen weg und das Geld ist aufgebraucht. Für uns ist die Sache erledigt. Nicht so für die Wirtschaft: das Geld bleibt bestehen, obwohl Ware oder Dienstleistung konsumiert sind. Das stellt die Zeichnung dar: das Geld braucht einen nie abreissenden Warenstrom, um sich immer wieder als Geld zu bewähren. Dabei wird die Welt zur Ware, die Geldmenge explodiert exponentiell.

Zeichnung von Bruno Moser.
Jedes Stück Land, jeder Vermögenswert muss jemanden zugeteilt sein. Nur dann kann er es verkaufen. So die kapitalistische Maxime. Der Staat achtet mit grosser Härte darauf, dass alle Aktiva im Besitz von jemanden sind, so dass er bei Verkauf und Kauf die Transaktion besteuern kann und das System Geld funktioniert. Denn wozu müssten wir Geld aufwenden, wenn das Gut nicht eindeutig dem Verkäufer gehört? Wir verriegeln die Haustüre, sogar die Autotüre. Aus lauter Angst, jemand könnte sich an unserem Eigentum vergreifen. Was für eine Lebensqualität weist eine solche Welt auf?

Neue Formen von Eigentum, Konkurrenz und Staat *(299)*

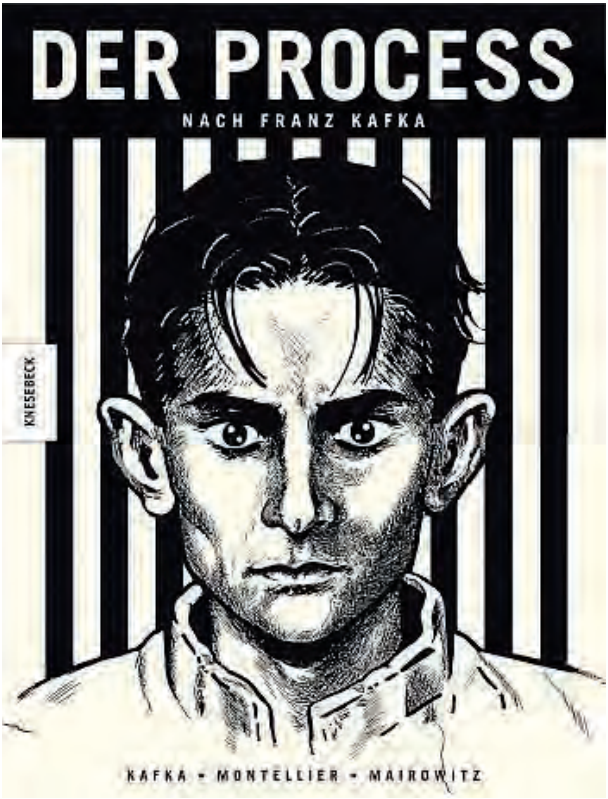
Die drei Phänomene Eigentum, Konkurrenz und Staat werden heute meist für menschlich-ursprünglich angesehen. Und das sind sie auch – aber jeweils in anderer Form als in der vom Geld geprägten. Nur in einer geldvermittelten Gesellschaft konnten sich Eigentum, Konkurrenz und Staat so entwickeln, wie wir sie heute kennen.

Eigentum ist älter als Geld. Aber unsere Ausprägung von Eigentum ist eine von Geld mutierte Form, so wie sie vorher völlig unbekannt war. Als Geldsubjekt muss sich jeder Geld zu eigen machen, nämlich von andern einnehmen, und muss dieses Geld auch andern zu eigen geben, nämlich bei andern ausgeben. So treten sich alle getrennt als Geldeigentümer gegenüber. Jedes Unternehmen ist wiederum ein eigenes Geldsubjekt, bis hinauf zu den Staaten. Der Unterschied wird erst deutlich, wenn man es vergleicht mit Verhältnissen ohne Geld und vor dem Geld. Wenn dort etwas getauscht wurde, wurde es nach einer Schätzung getauscht, die grundsätzlich Gegebenheiten der Gemeinschaft mit einbezog. Der Tausch richtete sich dort nach den Verpflichtungen, die mit den getauschten Dingen verbunden waren. Und von diesen Verpflichtungen bleibt nichts, aber auch gar nichts übrig, wenn sich der Tausch über Geld, also unter Gleichsetzung mit Geld vollzieht.

Heute glauben wir, **Konkurrenz** sei nötig, deshalb müsse Geld knapp sein. Aber nicht Mangel an Gütern zwingt das Geld zu einer Knappheit, deretwegen alle darum konkurrieren müssen, sondern das Geld zwingt umgekehrt zu Konkurrenz und durch sie zu Mangel – zu einer Knappheit nicht an Gütern, sondern an sich selbst, an Geld.

Über mehr Geld zu verfügen, verleiht einen Vorteil in der Konkurrenz um Geld, und Erfolg in dieser Konkurrenz führt zur Verfügung über noch mehr Geld. Und umgekehrt dieselbe Logik. Wird die Konkurrenz aufgehoben, hebt dies die Notwendigkeit auf, zu Geld und folglich zu Gewinnen zu kommen. Die Sozialismen dieser Welt hatten gedacht, sie könnten das Geld erziehen, und hatten ihm das Konkurrieren untersagt. Das Ergebnis war eindeutig: Das Geld war kein «echtes» Geld mehr und die staatlich vorgeschriebene Mehrwertschöpfung wollte ihm nicht recht gelingen. Auch wenn es stur weiterhin Geld genannt wurde, war es nichts weiter als eine Bezugsberechtigung für Waren.

Machiavelli spricht als Erster von einem Stato und damit ist das Wort gefunden für den **«Staat»**. Den Staat gibt es erst von Beginn der europäischen Neuzeit an. Dem Staat geht es um die Festigung des Staates, um eine Ordnung unabhängig von den Personen, die sie tragen. Ihre Macht ist nicht mehr die von Personen, sondern setzt Personal ein, Leute, die als diese Macht fungieren. Staaten sind souverän: gegenüber ihrem Personal und damit notwendig auch gegenüber ihresgleichen, andern Staaten.



Franz Kafka, Der Prozess, Roman, 1925. Kafkas Werk «Der Prozess» fesselt den Leser von der ersten Seite an. Denn was sich da abspielt, könnte tatsächlich jedermann passieren. Man wird angeklagt, aber die Autorität ist anonym, die einzelnen Personen wissen nicht, was die Zentralstelle vorhat. Es war die Zeit, in der sich der Staat beamtisierte; zusammen mit Kafkas Angst vor Autorität nehmen seine Werke ein Eigenleben an. Das Werk wirkt beängstigend und real zugleich. Kafka verarbeitet in seinen Werken seine psychologische Vergangenheit, seine Beziehung zu seinem Vater, zu Autorität und Obrigkeit. Deshalb schrieb Kafka für sich selbst, als Selbstbefreiung. Geblieben ist ein Werk, das an Aktualität nie einbüsst. Für mich ist der Roman ein Symbol für unsere moderne, anonyme Gesellschaft, in der die Kontakte zwischen den Menschen Geldbeziehungen sind. Geld als eine Art anonymes System, in dem jeder, der aus der Norm fällt, sich angeklagt fühlt.

Geld wird nicht mit dem Löffel geschöpft, auch wenn dies sprachlich so nachhallt. Es wird als Nichts, als reines Tauschmittel geschöpft, dem der Staat die Macht gibt, Tauschmittel zu sein. Allerdings hört damit der Schöpfungsprozess nicht auf …

Wie Geld geschöpft wird *(317)*

Wenn Geld geschöpft wird, wird ja ein blosses Nichts geschöpft. Die Aufgabe besteht bei seiner Schöpfung darin, diesem Nichts die Macht zu verleihen, dass sich mit ihm Etwas kaufen lässt. Die früheste und einfachste Form, in der spezifisch Geld geschöpft wird, sind die zahllosen informellen Kredite, die in der Anfangszeit des Geldes anzufallen beginnen.

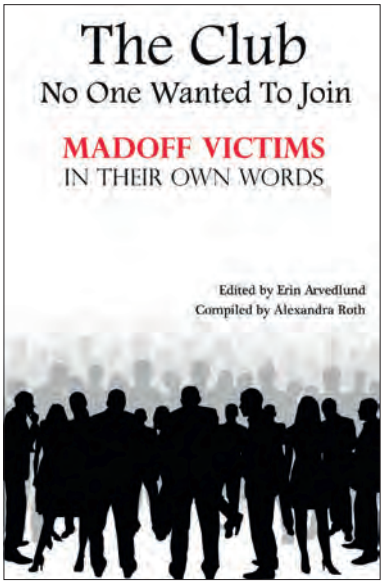
Um reinen Zahlen aus nichts eine sehr wirkliche Macht zu verleihen, Geld und Tauschwert zu sein, bedarf es aber einer entsprechend realen Macht, die ebenso weit reichen muss wie die Macht des Geldes selbst. Eine solche reale Macht, die das Bestehen von Geld erfordert, ist der Staat. Damit aber aus der bloss verbuchten Zahl das reale Tauschmittel Geld wird, muss es unbedingt das tun, was Geld grundsätzlich zu tun gezwungen ist: es muss sich von jetzt an immer wieder als Geld bewähren, es muss zu Mehrwert führen, das heisst zu mehr Geld werden. Nur dafür, für diese weitere Bewährung als Wert, kann der Staat das Geld mit seinem ersten Schöpfungsakt vorschiessen. Dazu erteilt er dem Geld genau genommen lediglich Lizenz.

In den frühen 1950er Jahren engagierte die Schweizerische Nationalbank den Schweizer Grafiker Pierre Gauchat für das Design neuer Banknoten. Thema: was ist Geld? Die Antwort von Gauchat war zweierlei: das gemeine Volk glaube Geld komme von oben, könne vom Baum wie reife Früchte gepflückt und in Säcke abgefüllt werden. Geld zum Teilen in der Gemeinschaft. Das sei die eine Sicht. Die andere Sicht sieht die Notwendigkeit der ständigen Erneuerung vor, dargestellt am Jungbrunnen. Ein ständiger Kreislauf, bei dem sich die Kraft immer wieder erneuert. Meiner Meinung nach ist diese zweite Sicht die richtige, sie trifft den Kern des Geldes am besten. In weiser Voraussicht vergab die Schweizerische Nationalbank der ersten Version die 50er Note, die zweite Version aber die 500er Note, so entsprach die richtige Deutung dem höheren Wert. Das waren die berühmten Allegorien, die schönsten Banknoten, welche je ein Land ausgegeben hat. Die Fr. 100er Note stellte den Heiligen St. Martin dar, Symbol der Barmherzigkeit in Anlehnung an die Kardinaltugend des Mittelalters, während die Fr. 1000er Note den Totentanz darstellte. Der Künstler verstarb wenige Jahre später. Diese Noten waren von 1957 bis gegen Ende des 20. Jahrhunderts gültig.

Geld muss immer wieder erwirtschaftet werden *(326)*

Beim Geld ist es nicht damit getan, es zu schöpfen. Da es Schulden sind, als die es geschöpft wird, kann sich Geld jederzeit, das heisst bei der Rückzahlung, wieder auflösen. Jede Summe Geld kann sich als bloss geschuldet erweisen, wenn sie nicht ihre Fortsetzung in Mehrwert findet. Es kann jederzeit zu einer Summe werden, mit der sich mehr oder mit der sich weniger kaufen lässt, aber sie kann auch zurückfallen zur leeren Summe, mit der gar nichts mehr zu kaufen ist. Geld selbst ist bereits eine jener berühmten Blasen, die platzen können.

Geld ist spekulativ. Es zwingt alle, die damit umgehen, auf seine Zukunft und auf eine nachfolgende Wertschöpfung zu bauen. Geld muss nicht nur geschöpft, es muss auch erwirtschaftet werden, um als Wert zu bestehen. Die landläufige Vorstellung geht aber unbeirrt vom Gegenteil aus: man würde Geld in etwa so erwirtschaften, wie man einen Acker bestellt; was man an Geld verdiene, liesse sich ernten und fest in Händen halten wie eine Sack Kartoffel. Es wird sich zwar niemand darüber täuschen, dass das Geld ganzer Staaten zwischen den Fingern zerbröseln kann, während zu gleicher Zeit das Getreide auf den Feldern und das Obst an den Bäumen gedeiht. Keine Missernte, sondern allein dass in einem Land nicht genügend Gewinne anfallen, kann dessen Geld inflationär absacken lassen.



The Club no one wanted to join – Madoff victims in their own words. 2009. Bernie Madoff inszenierte den grössten Ponzi-Fall der Geschichte: ein Betrug von US$ 65 Milliarden. Was war sein Verbrechen? Er verstiess gegen das «Verbot des Verweilens». Seine Aufgabe wäre das Vermehren des Geldes seiner Kunden auf dem Finanzmarkt gewesen. Stattdessen versuchte er gar nicht, mehr Geld zu machen aus Geld, sondern legte es «unter die Matratze». Bis das Versprechen aufflog. Das war Ende 2008. 12 Monate später entstand dieses Buch, in dem viele Personen, welche ihr Geld verloren hatten, berichten wie das Ereignis auf sie gewirkt hat. Die Mehrheit verharrte in der Opfer-Täter Rolle, aber eine Minderheit begriff nach dem Schock das Ereignis als Chance zur Erneuerung.

Das Ponzi-Syndrom gehört zu unserer Zeit: das Versprechen auf finanziellen Profit, das nicht eingehalten wird. Der «Club no one wanted to join» ist eine Realität. Nach der forcierten Sistierung der Geld- und Wirtschaftslogik 2020 stellte die amerikanische Regierung Trillionen von Dollars zur Verfügung, um die Wirtschaft wieder zu beleben. Aber diese Trillionen wollen sich alle als Geld bewähren, wollen Mehrwert generieren. Wenn dies nicht möglich sein sollte, dann sind wir alle im «club no one wanted to join». Wird das Verbot des Verweilens gebrochen, das Goethe so meisterhaft vor 200 Jahren beschrieben hat im Faust, wird der Mehrwert nicht mehr generiert, so zerrinnt unser Geld. Eine Vorahnung hat uns der Frühling 2020 gebracht, als der winzige Corona Virus die weltweite Wirtschaftsentwicklung zu Fall gebracht hatte und die Finanzpapiere innerhalb von wenigen Tagen ins Bodelose stürzen liess.

Potenzierung und Spekulation heute *(330)*

Für die meisten Menschen, die Geld verwenden, ist nichts davon zu bemerken, dass sie mit ihrem Geld notwendig an einer unablässigen und inzwischen weltweiten Spekulation teilhaben. Sie sind gezwungen zu spekulieren: wer auch nur sein Bankkonto hat und es heute in der Regel ja haben muss, kann nur darauf spekulieren, dass die Bank in der Lage ist, es weiterhin als Geld fungibel zu halten. Das ist kein Vertrauen, das ist ein Sich-darauf-verlassen-*Müssen*.

3
Nach dem Geld

Eske Bockelmann
Das Geld
Was es ist, das uns beherrscht
368 Seiten, Gebunden
Erschienen: 2020
ISBN: 978-3-95757-846-4

Geld regiert die Welt, und die von ihm regierte Welt droht in einer Katastrophe zu enden – sozial und ökologisch. Doch warum bestimmt das Geld überhaupt über den Lauf der Welt? Worin besteht seine Herrschaft, dass selbst die mächtigsten Regierungen vor ihm strammstehen und wir uns kaum vorstellen können, dass es je anders gewesen sein könnte?

In seiner grandiosen Schilderung, wie das Geld in die Welt kam, zeigt Eske Bockelmann entgegen den heute gängigen Überzeugungen, dass sich dieses besondere Tauschmittel erst im Europa des Spätmittelalters durchgesetzt hat – mag es davor auch Märkte und Münzen gegeben haben. Mit einem ungewöhnlich genauen Blick auf die Geschichte und Ethnologie des Wirtschaftens arbeitet er die Unterschiede zu vormonetären Gemeinwesen und ihrem sozialen Zusammenhalt ohne Geld heraus und beleuchtet die Etablierung der Marktwirtschaft in den freien Städten des späteren Mittelalters bis hin zum Platzen der ersten Finanzblase.

Und mit dieser Herleitung des Geldes gelingt es endlich, auch das scheinbar ewige Rätsel zu lösen: was Geld überhaupt ist – und wie es zusammenhängt mit Wert und Kapital, Spekulation und Krise, Staat und Gesellschaft. Seine glänzend geschriebene Untersuchung ist revolutionär, noch über Marx hinaus: Gerade indem sie uns ein neues, tieferes Verständnis der Zwänge und der Allmacht des Geldes verschafft, eröffnet sie uns eine Perspektive auf eine zukünftige Welt, in der das Geld der Vergangenheit angehören könnte.

Eske
Bockelmann
DAS GELD
WAS ES IST, DAS UNS BEHERRSCHT.

Kann es Zufall sein? Just zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von Eske Bockelmanns Buch «Das Geld» beginnt weltweit das grosse Experiment: Die Regierungen sistieren die Geldlogik. Die Nationalstaaten, Hüter ihrer kapitalorientierten Wirtschaft und des Geldmonopols, heben die Logik des Geldes auf, der Konsum wird gedrosselt, Restaurants bleiben geschlossen, Betriebe wechseln auf Kurzarbeit oder stellen ihre Geschäfte ganz ein – temporär. Vor 200 Jahren hatte Goethe ein ganzes Werk um das «Verbot des Verweilens» geschrieben, und tatsächlich hat man in den letzten 200 Jahren noch nie ein solches Experiment gewagt. Was Goethe damals erkannt hatte, ist von Eske Bockelmann im Detail beschrieben: Unser Geld erzwingt eine andauernde Kette von kaufen und verkaufen, ohne Unterbruch, um als Geld zu funktionieren. Ohne Wachstum kein Geld, das hat der Aktienmarkt bereits in den ersten zwei Wochen des Experiments gezeigt. Ein unbekanntes Virus hat vollbracht, was sich so mancher gewünscht hatte: mal eine Alternative auszuprobieren. Reaktionen in der Bevölkerung? Angst vor dem Unbekannten, aber auch Erleichterung und neues Lebensgefühl durch Wegfall des Zwangs.

Eske Bockelmann beschreibt im Folgenden den Wachstumszwang in der modernen Wirtschaft, die erzwungene endlose Kette von Kauf und Verkauf als Grundlage unseres Geldes. Er zeigt die Notwendigkeit auf, alternativen Versorgungsketten zu entwickeln.

Die Entkoppelung

Die pandemische Krise von anfangs 2020 ist unerwartet über uns hereingebrochen. Aber man kann nicht behaupten, aus hei-

terem Himmel. Der war längst verhangen von den Wolken schwerer globaler Bedrohungen, ja, der Himmel selbst war und ist der Raum, in dem sich eine solche Bedrohung in einem unmissverständlich globalen Massstab manifestiert: als aufgeheiztes Klima.

Trotzdem war an ein entschiedenes Einschreiten gegen die Ursachen nicht zu denken, und das aus einem Grund, den man häufig genug offen und ehrlich ausgesprochen hörte: Es würde zu tiefe Einschnitte in die Wirtschaft erfordern, es würde die Wirtschaft zu sehr belasten. In der Tat herrschte vor Ausbruch der Pandemie auch ökonomisch alles andere als eitel Sonnenschein.

Das waren die Voraussetzungen, unter denen jetzt die Pandemie zuschlägt. Im ersten Moment wurde als schlimmste Befürchtung bloss geäussert, es könne wieder zu einer Krise wie derjenigen von 2008 kommen. Die Wahrheit aber ist, dass diese Pandemie nicht nur eine grössere, sondern eine neue, bisher ungekannte Art von Krise bewirkt. Wir erleben gerade eine Situation, die historisch noch niemals gegeben war, eine Situation, die jetzt zum historisch ersten Mal eingetreten ist.

Denn die letzte grosse Krise war eine Finanzkrise. Und es wäre auch wieder eine Finanzkrise geworden, wenn die einsetzende Rezession ihre Wirkung nur für sich und ohne Corona getan hätte. Eine Finanzkrise bedeutet grob gesagt, dass die Versorgung der Wirtschaft mit Geld nicht mehr ausreichend gewährleistet ist, weil die Finanzmärkte in Schwierigkeiten stecken, und dass darüber auch die Wirtschaft selbst ins Stocken gerät. Jetzt aber, im Zeichen des Virus, wurde diese Wirtschaft, wurde die reale Wirtschaft als solche zum Stocken gebracht, nicht erst abhängig von ihrer Versorgung mit Geld. Und das lässt

Corona Virus 2020

nunmehr umgekehrt auch die Finanzmärkte abstürzen, weil deren Abläufe, wie weit auch von der realen Wirtschaft abgelöst, zuletzt doch stets auf Gewinne rekurrieren, die in jener Wirtschaft anfallen sollen. Wenn dort Gewinne ausbleiben und nicht mehr abzusehen sind, lösen sich die in Finanzpapieren verbrieften Gewinnversprechen sukzessive in nichts auf, und zwar umso rascher und in umso grösserem Umfang, je weniger an Gewinnen abzusehen ist.

Heute haben wir es also nicht mehr nur mit einem wirtschaftlichen Absturz in Abhängigkeit von einer Finanzkrise zu tun, sondern mit einer eigenständigen Krise der realen Wirtschaft. Auch wenn Covid19 einmal überwunden und gebannt sein wird, von jetzt an weiss jeder und weiss die gesamte Wirtschaft, dass die winzige Mutation eines Virus genügt, um eine solche Krise auszulösen, und dass sie also jederzeit wieder hereinbrechen kann. Und dadurch sieht sich speziell das moderne, über Geld vermittelte Wirtschaften bedroht, da es schon jeweils in seiner Gegenwart durch nichts stärker gefährdet und ausgebremst wird als durch die Aussicht auf eine solche Gefahr.

Im Augenblick des ersten Schocks haben die Staaten wirtschaftlich sehr schnell mit der unbegrenzten Zusage von Krediten reagiert. Doch das war nichts Neues, sondern war der verhältnismässig bescheidene Rückgriff auf ein bestehendes Instrument, das in der letzten Finanzkrise geholfen hatte und das genau genommen seitdem andauernd hat helfen müssen. Mehr vom Gleichen war also der erste Reflex einer Politik, die damit ihren Blick nicht weiter richtete als auf die längst währende Krisenform. Die pandemische Krise jedoch, die wir jetzt erle-

ben, ergibt sich nicht aus einem Engpass an Liquidität und ist nicht zu überbrücken, indem Liquidität über die Finanzmärkte wiederhergestellt wird. Das war denn auch alsbald nicht zu übersehen und inzwischen überbieten sich die Staaten mit Programmen, die bis dato undenkbare Summen zusagen und eben nicht mehr nur in Form von Krediten.

Was alsbald ins Bewusstsein trat, war eine ganz einfache Tatsache: So flächendeckend, wie der Gang der Wirtschaft sistiert ist, muss auch die Versorgung mit allem Lebensnotwendigen zum Erliegen kommen. Und zwar nicht, wie es die Hamsterkäufer voraussetzen, indem sogleich der Nachschub an Waren ausbleiben würde, sondern weil allenthalben das Geld ausbleibt, von dem jeder das Nötige zu kaufen und zu bezahlen hat. Die verordneten Einschränkungen des wirtschaftlichen Lebens führen zwar auch zu verminderter Produktion, aber wenigstens vorerst nicht in der Weise, dass dadurch die Versorgung mit Lebensmitteln gefährdet wäre. Wenn jetzt etwa VW für eine Zeit lang die Produktion von Autos einstellt, hat das keine Mangelerscheinungen zur Folge; man lebt und überlebt ganz gut auch ohne neues Auto. Aber unzählige Leute bekommen jetzt nichts mehr zu verdienen und deshalb haben sie – manche schon jetzt, andere in absehbarer Zeit – nicht mehr das Geld, um sich zu versorgen. Was noch nie ein Geheimnis war, aber für viele bei einem normalen Gang der geldwirtschaftlichen Dinge keine Rolle spielt, in der Krise tritt es als lebensbedrohliches Problem in Überschärfe vor Augen: dass die reale Versorgung abhängt von der Versorgung mit Geld. Und diese Geldversorgung unterliegt völlig anderen Gesetzen als die Versorgung mit Realien.

Für unsere Versorgung mit den Dingen, von denen wir leben, müssen sie einfach nur da sein: eine Banalität, die allein deshalb ausgesprochen werden muss, weil sie vom Geld eben nicht gilt. Dafür dass es die Dinge gibt, die wir zum Leben brauchen oder die wir uns für ein gutes Leben wünschen, braucht es nur vieler Menschen Hände, braucht es ihre körperliche Kraft, ihre Kenntnisse und ihr Geschick, braucht es Zeit, Organisation und braucht es natürlich die Natur mit all dem, was sie schenkt und spendet. Damit es zu den gewünschten oder lebensnotwendigen Dingen kommt, braucht es zu den Gaben der Natur also nur die Menschen, die das Nötige tun, und an ihnen fehlt es auch nicht in den Zeiten einer Pandemie. Beim Geld verhält sich das ganz anders. Damit Geld Geld bleibt, nämlich seinen Wert behält, muss es nicht nur da sein, sondern muss es zu mehr Geld werden, zu mehr seiner selbst. Die Summen, in denen es kursiert, müssen weitere Summen Geld abwerfen oder einspielen, um auch nur ihren Wert zu behalten und die ursprünglichen Summen zu bleiben. Dies ist der Wachstumszwang des Geldes, der heute zwar gerne mit einer entsprechenden Gier der Menschen erklärt wird, der jedoch objektiv besteht. Staaten haben zwar die Macht, beliebige Geldsummen neu zu schöpfen, nicht aber, ihnen einen stabilen Wert zu diktieren. Geldsummen müssen sich unablässig in der Wirtschaft als Geld bewähren, um nicht zu verfallen.

Wo solche Gewinne ausbleiben, steht es bekanntlich schlecht um die Wirtschaft, das heisst: um die Versorgung mit Geld. Das ist die Situation, die mit den Massnahmen gegen die Pandemie eingetreten ist. Wo die Einnahmen von einem Tag zum anderen

wegbrechen, fehlt den einzelnen Wirtschaftenden sehr schnell das Geld, mit dem sie sich am Leben halten könnten. Finanzielle Verpflichtungen wie die Zahlung von Miete oder Versicherungen laufen weiter und wollen bedient werden, ohne dass da noch Gewinne und Einkommen wären, aus denen sie sonst zu bedienen waren. Lebensmittel wollen gekauft und bezahlt sein, ohne dass Geldrücklagen es den meisten für längere Zeit ermöglichen würden. Das war von Anfang an abzusehen und tatsächlich sind die Staaten daher rasch über ihre blossen Kreditzusagen hinausgegangen, als klar war, dass nicht mehr nur die finanzielle Versorgung der Märkte, sondern die reale Versorgung der Menschen gefährdet ist. Inzwischen haben viele Länder beschlossen, in grossem Massstab Zuschüsse zu vergeben, Geld also nicht mehr in Form von Krediten zu gewähren, die zurückgefordert werden, sondern das Geld der Sache nach unmittelbar zu verschenken. Es ist die zunächst einzig mögliche und daher richtige Reaktion auf eine beispiellose wirtschaftliche Notlage. Aber auch sie wird noch nicht ausreichen. Und zwar nicht etwa deshalb, weil die anberaumten Summen nicht gross genug wären und es lediglich noch grösserer Summen bedürfte. Denn egal, in welche Höhen die Summen im Laufe der Zeit noch geschraubt werden mögen: Weil diese Situation dem Geld selbst Not macht, kann Geld die Situation nicht retten.

Betrachten wir ganz knapp, welche Not dem Geld und der Versorgung mit Geld dabei zusetzt. Bereits das vermutet erste und mächtigste Instrument, die unbegrenzte Vergabe von Krediten, hat in der pandemischen Krise seinen Pferdefuss. Das Wunder, dass die Unsummen neuen Geldes, die in den vergangenen

Krisenjahren geschöpft wurden, bisher keine Hyperinflation ausgelöst haben, verdankte sich allein der Tatsache, dass sie vornehmlich in den Finanzmarkt geflossen sind. Das aber ändert sich schlagartig, wenn das neu kreditierte Geld nunmehr notwendig und vornehmlich auch in den Bereich des Konsums fliesst. Heute geht es ja darum, mit zusätzlichem Geld auch direkt die Kaufkraft herzustellen, die Menschen zur Versorgung mit Lebensmitteln im weitesten Sinn benötigen. Dadurch aber muss absehbar der bekannte Mechanismus greifen, dass die frei und ohne geleisteten Gegenwert erweiterte Kaufkraft zu deren Verfall führt.

Die im Moment auflaufenden Schulden müssten irgendwann gestrichen werden, damit es mit einer auf Geld und Schulden basierenden Wirtschaft überhaupt weitergehen kann. Doch an dieser Stelle zeichnet sich bereits etwas Anderes ab, ein Mittel nämlich, dieser Akkumulation insgesamt zu entkommen. Es ergibt sich in der Situation der Pandemie von selbst als Notwendigkeit. Noch bevor grosse Unternehmen dazu übergegangen sind, die Zahlung geforderter Mieten einzustellen, hatten bereits einzelne Städte darauf verzichtet, die Miete für Wohnraum in ihrem Eigentum zu erheben. Private Vermieter wurden früh schon aufgefordert, die Mietzahlung zu stunden, damit nicht massenweise Leute auf die Strasse geworfen würden. Doch die Stundung der Miete hiesse für den momentan Entlasteten umgekehrt die Belastung durch eine zwar aufgeschobene, aber wachsende Mietschuld, die sehr viele auch nachträglich nicht würden erbringen können. Jede gestundete Zahlung ist unter den Bedingungen der Pandemie nur wieder die Akkumulation

von Schulden, die irgendwann gestrichen werden müssten. Gestundete Zahlungen würden notwendig zu aufgehobenen Zahlungen. Und das bedeutet viel. Die Erlassung der Mietschuld bedeutet nicht weniger, als dass die Leute einerseits versorgt sind – in diesem Fall mit Wohnraum –, ohne dafür andererseits zahlen zu müssen. Die Versorgung mit dem Lebensnotwendigen ist in diesem Augenblick nicht mehr an Geld gekoppelt. Die reale Versorgung ist nicht mehr daran gekoppelt, dass man an genügend Geld kommt, um für sie zahlen zu können.

Die Entkopplung von realer Versorgung und der Versorgung mit Geld, sie wird also bereits praktiziert. Und sie wird nicht nur, wo sie lediglich besonders gut sichtbar ist, bei Mieten und Wohnraum praktiziert, sondern genau genommen auch überall dort, wo staatliche Zuschüsse dafür sorgen, dass sich jemand mit dem Nötigen versorgen kann. Denn das zugeschossene Geld, das sich ihm in die benötigten Realien verwandelt, versorgt ihn damit tatsächlich, als wäre es selber nichts. Es ist ein bloss durchlaufender Posten, von dem sich ein Verbraucher leistet, was er braucht, und der sich für ihn nach der so erfolgten Versorgung in nichts auflöst – ganz anders, als wenn sich Geld wie sonst als Geld bewähren und wenn es als Einkommen und Gewinn erwirtschaftet werden muss, mit allen finanziellen Folgen.

Die finanziellen Folgen übernehmen im Moment die Staaten, wenn sie auf diese Weise die Versorgung ihrer Einwohner vom Geld entkoppeln. Die Staaten übernehmen diese Folgen in der Form *ihrer* Verschuldung, indem sie den Einwohnern die gleiche Verschuldung ersparen. Doch eben damit wird die Absicht, sie ihnen zu ersparen, ja zugleich wieder verfehlt. Denn all ihr Ein-

kommen erwirtschaften Staaten nicht als die abstrakten Wesen, die sie sind, sondern allein durch das Wirtschaften ihrer Bürger, denen also die staatlichen Schulden und ihre Bedienung, bloss zeitlich versetzt, aufgebürdet bleibt. Es erfordert, die Versorgung so lange *ohne die Vermittlung durch Geld* zu organisieren. So wie sich organisieren lässt, dass jemand in seiner Wohnung wohnt, ohne dass dafür einer Geldverpflichtung nachgekommen werden muss, so werden andere Formen der Versorgung ebenfalls zu organisieren sein, nicht nur ohne dass die einzelnen Bürger, sondern ohne dass auch der Staat dafür eine finanzielle Verpflichtung eingehen würde.

Gewiss, es heisst nichts Geringeres, als für eine Zeit der pandemischen Bedrohung *ohne Geld* zu wirtschaften. Wie weit das gut gehen kann, ist dabei vorerst nicht die Frage. Denn so zu handeln, ist keine Empfehlung, ist kein Rat, für den gute Gründe sprechen würden. So zu handeln, ist absehbare Notwendigkeit. Für die Staaten geht es darum, möglichst bald zu erkennen, wie weit diese Notwendigkeit führt und wie weit sie ihr werden nachgeben und nachgehen müssen. Und das würde ohne Zweifel helfen: sich möglichst bald der Frage zu stellen, wie das gut gehen kann, was nun so gehen muss. Solange unsere Wirtschaft sistiert ist, so lange ist auch das Geld, von dem sie abhängt, zu sistieren.

Die Welt hängt heute in einem geradezu unvorstellbaren Masse von Geld ab. Was bedeutet das? Die Sunflower Foundation stellt sich dieser Frage.

www.sunflower.ch